

## Erstes Kapitel

### Ein trauriger Empfang

Es war kalt.

Obwohl es bereits später Nachmittag war, hatten wir an diesem Tag die Sonne noch nicht gesehen. Sie war beständig hinter einem nassen und alles durchdringenden eisigen Nebel versteckt geblieben. Ich vermochte vor uns einige Hügel in diesem fremden Nordengland zu erahnen, die im Sommer sicher grün, jetzt aber von einem grauen Weiß überzogen waren. Feinste, halbgefrorene Wassertropfen in der Luft verschleierten die Aussicht und ließen die kargen Wiesen und Wälder zu einem bleifarbenen Brei verschmelzen. In den Tälern zwischen den Hügeln verdichteten sich die Tröpfchen zu Nebelbänken, die von der untergehenden Sonne langsam rötlich verfärbt wurden, fast wie Blutflecken auf einem grauen Teppich.

Blut passte auch zu dieser Gegend. Denn links und rechts unseres Weges kroch die verfallene Mauer des Hadrianswalls über die niedrigen runden Bergrücken gleich einem steinernen Lindwurm. Hier hatten Völker gekämpft, Tausende ihr Leben gelassen. Hier waren einst die Caledonier und die Römer, die Pikten, die Gälen, die Sachsen, die Angeln und die Wikinger aufeinandergetroffen, hatten für die Herrschaft über dieses Land ihr Leben eingesetzt und hatten die Hügel mit ihrem Blut getränkt. Hier waren Heldensagen entstanden, und doch hatte nur der schmutzige, einsame Tod gewütet. Und der nach vielen Jahrhunderten immer noch sichtbare Wall war bis heute die Grenze zwischen Engländern und Schotten geblieben, die nie so recht zu Briten geworden waren.

Die Kälte zog durch unsere Kleidung, die im Kaukasus tiefere Temperaturen abgewehrt hatte, aber die Feuchtigkeit des Nebels

ließ das Leder klamm und steif werden, und durch den langsamen Trott der Pferde bewegten wir uns zu wenig, um uns selbst aufwärmen zu können. Mein Mantel und meine Handschuhe waren von einer glitzernden Schicht gefrorener Nebeltropfen überzogen.

Der sonst so fröhliche Halef zeigte Ungeduld und Missmut.

„Wie kann man nur in einem solch kalten und nassen Land leben, Sihdi?“

„Es ist hier nicht immer so. Aber du hast Recht, wir haben uns offenbar die falsche Zeit ausgesucht, Sir Davids Heimat kennenzulernen.“

Der Boden war noch kälter als die Luft.

Die Pferde bewegten sich müde und unsicher auf dem hartgefrorenen Untergrund. Teilweise war er mit verharschtem Schnee bedeckt, sodass wir Unebenheiten nicht sehen konnten und Löcher fürchteten, in denen die Pferde sich ihre Beine brechen konnten. Deshalb lenkten wir sie ein Stück den Wall entlang, bis wir einen Durchgang fanden, den die Tiere bewältigen konnten. Unser Weg führte uns nun weiter gen Süden. Endlich tauchten Mauern mit Zinnen und Türmen im Nebel auf. Wir hatten Lindsay Castle erreicht. Über einem der Giebel begrüßte uns das Banner mit einem Löwen.

„Was hat das zu bedeuten?“ Halef sah angespannt zum Schloss.

Ich folgte seinem Blick und gewährte, dass der Löwe auf der Flagge auf dem Kopf stand. Das Tuch war zu sanften Wellen geformt und anscheinend steifgefroren, denn es bewegte sich nicht. Die Erkenntnis ließ mich innerlich zusammenzucken.

„Es heißt, dass etwas Schlimmes passiert sein muss“, antwortete ich. „Vielleicht sogar etwas Bedrohliches.“

„Sir David?“

„Nein, das ist nicht möglich“, beruhigte ich meinen Freund. „Sir David ist noch auf Kreta mit seinen Ausgrabungen beschäftigt. Es sei denn ...“

„Es sei denn, ihm ist ein Stein auf den Kopf gefallen.“

„Das möchte ich nicht hoffen.“

„Ich ebenso wenig, Sihdi.“

„Es ist mit Bestimmtheit etwas Ernsteres. Trauer allein wäre nur mit halbmaß symbolisiert worden.“ Ich zog mein Gewehr aus dem Sattelfutteral und nahm es vorsichtshalber in Anschlag.

Halef blickte mich überrascht an, zog ebenfalls seine Waffe aus dem Futteral und überprüfte sie.

„Meinst du, es könnte einen Überfall gegeben haben?“

„Ausschließen können wir es nicht. Wir sollten auf alles gefaßt sein. Es ist durchaus möglich, dass es eine Okkupation von Lindsay Castle gegeben hat und irgendwer das Schloss in seiner Gewalt hält und die Lindsays durch die umgedrehte Flagge verhöhnen will.“

Halef nickte verstehend.

Wir trieben die Pferde erneut zu mäßigem Schritt an. Schnelleren Gang wagten wir bei dem glatten Boden nicht. Auch wenn es nur Leihpferde aus Carlisle waren, mochte ich die armen Tiere keinesfalls zuschanden reiten. Ein Ausgleiten könnte hier genügen, damit sich eins der Pferde ein Bein brach, zumal das Packferd arg beladen war.

Wachsamen Blicks und die Gewehre im Anschlag ritten wir die breite Auffahrt hinauf, dem Haupthaus entgegen. Das Schloss war ein grandioser Anblick. Die Mauern leuchteten rötlich durch den Nebel, was sicherlich nicht nur dem Glühen des Abendrots zu danken war, sondern auch dem Baumaterial. In dieser Gegend verwandte man schon seit jeher den Old-Red-Sandstone, eine Gesteinsablagerung aus dem Devon. Bei genauerem Hinsehen vermag man einiges an Fossilien darin zu erkennen, besonders Meeresgetier und Fische. Aber natürlich war das in jenem Moment nicht von Interesse für uns. Wir hatten noch immer die Flagge mit dem umgedrehten Löwen im Kopf und waren auf eine feindliche Streitmacht vorbereitet.

Mittig des burgähnlichen Baus erschloss eine breite Treppe den Haupteingang. Links und rechts reihten sich hohe spitze Fenster aneinander, die mit ihrem gotischen Maßwerk fast sakral wirkten. Licht quoll daraus hervor. Das darüberliegende Stockwerk war dunkel. Die Fenster dort hatten eine rechteckige

Form, soweit ich das in der Dämmerung erkennen konnte. Das Dach umgrenzten Zinnen wie bei einer mittelalterlichen Burg und dazwischen erhoben sich Schornsteine. Aufmerksam suchte ich die Lücken zwischen den Zinnen sowie die dunklen Fenster nach Gewehrläufen oder sonstigen Gefahren ab. Doch ich vermochte nichts Beunruhigendes zu erkennen. Links und rechts dieses Mittelbaus ragten der West- und der Ostflügel empor wie Burgfriede. Die zwei Seitenflügel waren um ein Stockwerk höher als der Mittelbau. In den vor uns emporragenden Mauern sah ich zahlreiche rechteckige Fenster, teils zu Erkern nach außen gebaut. Das oberste Geschoss wartete mit Balkonen auf, die sich über jenen Vorsprüngen befanden. Ein wahrhaft majestätischer Anblick, Lord Lindsays durchaus würdig.

Plötzlich traten uns zwei bewaffnete Männer in den Weg. Sie hatten im Schatten einiger gewaltiger Eichen neben der breiten steinigen Zugangsstraße gelauert.

„Wer seid Ihr?“, fragte der eine recht barsch und richtete den Lauf seines Gewehrs auf mich.

„Mein Name ist Kara Ben Nemsi und mein Begleiter heißt Hadschi Halef Omar. Wir werden von Lady Ann erwartet“, erwiderte ich auf Englisch.

„Darüber sind wir informiert, Mister Kara Ben Nemsi. Warten Sie bitte einen Moment. Wir müssen vorsichtig sein. Verzeiht deshalb die Unannehmlichkeiten.“ Der Mann drehte den Gewehrlauf von mir weg, blieb aber bereit, falls ich ihn angreifen sollte.

Was konnte hier nur geschehen sein, das eine derartige Verteidigung rechtfertigte? Sein Partner blies ein militärisches Hornsignal, worauf sich die große Eingangstür öffnete und ein Mann mit dunkler Robe und dem Löwen der Lindsays auf der Brust uns über die breite Treppe entgegenteilte. Noch immer war ich vorsichtig, auch als sich der Mann als Kastellan des Schlosses vorstellte, uns musterte und schließlich willkommen hieß. Auf sein Winken hin eilten zudem zwei Stallburschen herbei, um sich unserer Pferde anzunehmen, als seien wir erwartet worden. Was allerdings nicht sein konnte, da wir Lady Ann

keinen festen Zeitpunkt für unser Eintreffen zu nennen vermocht hatten. Der Verlauf der Reise nach Schottland war nicht berechenbar gewesen, denn wir kannten das Land nicht und waren zudem nicht sicher, unser Ziel direkt und problemlos zu finden.

Aus der sich nun erneut öffnenden zweiflügligen Tür traten zwei Gestalten hervor. Im Gegenlicht der inneren Beleuchtung erblickte ich eine füllige Dame mit einem Häubchen auf dem Kopf und eine junge Lady, die sogleich die Treppe herabgerannt kam.

„Oh, Kara und Halef. Ich bin so froh, dass ihr endlich da seid.“ Es war Ann Lindsay. Sie warf sich mir an den Hals und somit fiel die Anspannung zunächst von uns ab. Das Schloss war offensichtlich nicht in fremder Hand. Jedoch ließen mich die Verteidigungsmaßnahmen und Anns Reaktion darauf schließen, dass sehr wohl etwas Furchtbares vorgefallen sein musste.

„Was ist geschehen?“, fragte ich dann auch, während sie sich von mir löste.

„Etwas Schreckliches, etwas Grausames“, antwortete sie erregt.

Ich nahm das Gepäck vom Pferd, da der Stallbursche schon ungeduldig, wohl ob der Kälte, von einem Fuß auf den anderen trat. Dann sah ich das Mädchen an. Nun bemerkte ich zu meinem Erstaunen, dass Miss Ann in diesem Moment wahrhaftig wie Lady Ann aussah. Ihr Haar war sittsam geknotet, keine Strähne an der falschen Stelle. Anstatt Reithosen, Weste und Stiefel trug sie ein langes schwarzes Kleid, welches ihr eine schlanke Silhouette verlieh, jedoch im Rücken unterhalb der Taille durch Rüschen und Falten aufgebauscht war und in einer Schleppe endete. Auch hing kein Gewehr über ihrer Schulter, wie ich es von ihr gewohnt war.

„Sihdi, ich unterbreche recht ungern diesen freudigen Empfang. Doch wenn wir noch länger hier verweilen, werde ich niemals das Schloss von innen sehen. Denn bald bin ich hier festgefroren auf alle Zeit.“ Halefs Englisch war mittlerweile sehr gut geworden.

„Oder nur bis zum Frühjahr“, erwiderte ich schmunzelnd.

„Wie unhöflich von mir“, warf Ann Lindsay ein. „Bitte kommt herein. Dann werde ich euch alles berichten.“

Ich nickte ihr zu und wir folgten ihr die Stufen hinauf. Der Kastellan hatte sich unseres Gepäcks angenommen. Mein Gefährte schlotterte tatsächlich recht stark neben mir, denn ich hörte seine Zähne klappern. Obwohl wir jüngst im Kaukasus ein wirklich kaltes Abenteuer mit meinem alten Freund Old Firehand erlebt hatten und auch Halef dort den eher dünnen Burnus gegen robuste Wetterkleidung getauscht hatte, so wollte sich sein Beduinenkörper noch immer nicht so richtig an diese Art Temperatur gewöhnen.

„Aber im Kaukasus war es viel kälter als hier, Halef.“

„Mag sein. Doch hier ist es unheimlicher.“

„Unheimlich? Ich finde das Schloss in höchstem Maße inspirierend.“

Ann Lindsay drehte sich zu uns um.

„Halef hat vielleicht einen siebten Sinn. Wir haben in der Tat ein Schlossgespenst.“ Sie grinste verschmitzt und entblöbte ihre Zähne.

„Ich fürchte mich nicht vor englischen Geistern“, grummelte Halef.

„Ich wäre entzückt, dieses Gespenst kennenzulernen“, scherzte ich.

„Oh, ich vernehme Ungläubigkeit aus Ihrem Mund, Kara. Sie werden schon sehen oder besser hören, dass ich die Wahrheit spreche. In den letzten Jahrzehnten hat niemand Porky erblickt, aber ...“

„Porky?“, fragte ich amüsiert.

„Ja, so heißt unser Geist. In manch dunkler Nacht kann man ihn hören.“ Ihre Stimme wurde leise und verschwörerisch. „Er jault und rasselt mit den Ketten.“

„In manch stürmischer Nacht vielleicht“, warf ich lachend ein und stellte mir vor, wie der Wind an den Fensterläden rüttelte und um die Kamine pfiff. Derlei Geräusche konnte man in der Dunkelheit sicherlich phantasievoll interpretieren.

Wir erreichten den Eingang und traten ein. Ein gewaltiger Kronleuchter mit unzähligen Kerzen erhellte die Halle. Ein Diener in schwarzer Livree erwartete uns und der Kastellan übergab ihm einige der Gepäckstücke.

„Ich habe eure Zimmer schon vor Tagen vorbereiten lassen. Charles wird euer Gepäck und die Waffen hinaufbringen“, sagte Ann.

Ich blickte mich interessiert um. An den Wänden hingen Teppiche mit Szenen der Jagd auf Fasane, Füchse oder Hirsche, auch einige Trophäen dieser Tiere waren an den Mauern befestigt. Vor uns wanden sich zwei steinerne Treppen in ein höheres Geschoss. Darunter befand sich eine breite Tür, die jedoch verschlossen war. Rechts erblickte ich eine ähnliche Tür und von links hörte ich gedämpftes Stimmengewirr. Dort standen die beiden Flügel einer Tür weit offen, die augenscheinlich in einen Salon führte. Drinnen prasselte ein Feuer in einem gemauerten Kamin und auf Sofas und in Sesseln saßen schwarz gekleidete Damen und Herren. Einige der Männer trugen Uniformen und waren am Kamin in leise Gespräche vertieft. Doch keiner hatte eine Waffe bei sich, zumindest nicht offen über der Kleidung. Also gab ich dem Kastellan – Ann Lindsay vertrauend – meine Gewehre. Die Revolver behielt ich am Gürtel. Halef tat es mir gleich.

„Vielleicht sollten Sie uns nun aufklären, was hier Schreckliches geschehen ist“, bat ich Ann.

„Mein Großvater ist verstorben“, flüsterte sie. Ihre Augen bekamen einen feuchten Glanz.

„Sie meinen Sir Davids Vater?“, fragte ich.

„Ja, Kara. James Aberforth 15. Earl of Lindsay.“

Ich war entsetzt. „Was ist geschehen? Sie sprachen von etwas Grauens.“

„Es ist schon letzte Woche passiert. Der Kastellan fand ihn in seinem Arbeitszimmer am Schreibtisch niedergesunken. Sogleich schickte er nach dem Landarzt. Doch es war vergebens. Ich mache mir solche Vorwürfe, da ich mit Sofie gerade ausreiten war und Lady Angela und Shana zu dieser Zeit ein

paar Tage in London verweilten. Der Earl war allein im Schloss und die Dienerschaft hat nichts bemerkt. Später vermutete unser Freund Dr. Bell aus Edinburgh, dass ein Gift eingesetzt wurde.“

„Gift?“

„Ja, Gift. Seine Zunge hatte eine seltsame Färbung. Aber das Unheimliche daran ist ...“ Sie hielt den Atem an.

„Was?“, fragte ich gespannt.

„... dass nirgendwo etwas zu finden war, was er gegessen oder getrunken haben könnte, um sich zu vergiften.“

„Also vermuten Sie einen gezielten Mordanschlag?“

„Ja, etwas anderes kommt kaum infrage. Es muss ein Attentat gewesen sein. Doch von wem? Und warum? Der Earl war ein guter Mensch. Er hatte keine Feinde.“

„Nun“, warf ich nachdenklich ein, „einen zumindest schon.“

Ann seufzte. „Es waren sogar einige Agenten von Scotland Yard hier im Schloss und haben alles inspiziert. Allerdings konnten auch sie keinerlei Hinweise auf einen Einbruch oder einen Täter finden. Nun sind wir ratlos und zugleich ein wenig verängstigt. Da Sie nun aber hier sind, fühle ich mich sofort viel sicherer.“

„Tausend Dank für das Vertrauen. Ich werde die Augen offen halten. Aber ich befürchte, dass der Mörder, falls es tatsächlich einen gibt, schon über alle Berge ist.“

„Dasselbe sagten die Herren von Scotland Yard auch.“ Ann senkte den Blick.

„Vielleicht war es einer der Dienstboten des Hauses?“, mutmaßte ich. „Feinde können auch gute Menschen haben. Denn was dem einen als edle Tat erscheint, ist dem anderen ein Dorn im Auge.“

„Da mögen Sie Recht haben. Feinde hat wohl jeder. Selbst wenn er sie nicht erkennt.“ Sie machte ein gedankenverlorenes Gesicht. „Nein, aber bei der Dienerschaft hatte der Earl sicher keine. Scotland Yard hat sie zudem alle unter die Lupe genommen. Auch kenne ich die meisten schon fast mein ganzes Leben lang. Für die Angestellten im Hause Lindsay lege ich meine



Hand ins Feuer. Sie waren und sind unserer Familie aufs Treueste ergeben. Sie gehören quasi zu ihr.“

„O Sihdi, der arme Sir David. Wie soll er davon erfahren?“, fragte Halef plötzlich sehr berührt. Da hatte er in der Tat Recht. Denn unser Lord weilte noch immer auf Kreta und war im Begriff, mit seinem Freund Minos Kalokairinos den Palast des Minos auszugraben.

„Wir haben ihm sofort die schreckliche Nachricht telegraphiert“, antwortete Ann in meine Gedanken hinein. „Das britische Militär war uns äußerst behilflich bei der Übermittlung. Onkel Daffy ist schon auf dem Weg nach Hause. Er wird morgen früh hier eintreffen ... Es ist alles so furchtbar.“

Ich hielt tröstend ihre Hand. „Mein aufrichtiges Beileid.“

In diesem Augenblick kam Sofie Nelson aus dem Salon. Sie trug ebenfalls ein schwarzes Kleid in derselben Art wie Ann. Sofort nahm sie die Freundin in den Arm.

„Oh, Kara. Schön, Sie wiederzusehen – und Sie, lieber Halef. Es ist nur sehr traurig, dass es unter solchen Umständen geschieht.“

„Allerdings, das ist es. Ich hatte mir den Besuch auf Lindsay Castle auch etwas anders vorgestellt“, antwortete ich.

„Kommen Sie doch mit in den Salon“, bat Ann.

„Ich bin mir nicht sicher, ob wir angemessen gekleidet sind.“ Halef und ich hatten uns zwar jeder einen schwarzen Mantel zugelegt, um auf der Reise durch England nicht allzu stark aufzufallen. Nun standen wir jedoch in unserer ledernen Trapperkleidung da wie frisch aus dem Kaukasus angekommen. Im Grunde war das auch nicht abzustreiten, selbst wenn unser Pfad einen Umweg über Schottland genommen hatte. Denn der Anlass, warum wir nicht sofort mit Ann und Sofie nach Lindsay Castle geritten waren, war das Versprechen, welches ich Captain Sean MacLean gegeben hatte. Vor dessen tragischem Tod in der kretischen Höhle hatte er mir in einem Anfall von leidvoller Vorsehung Briefe an seine Verwandten anvertraut. Ich versprach ihm, diese weiterzuleiten, falls ihm etwas zustoßen sollte. Leider hatte er damals mit seiner Todesahnung

richtig gelegen und der Minotaurus war ihm zum Verhängnis geworden.

„Am heutigen Abend wird sich niemand an Ihrer Aufmachung stoßen und für morgen habe ich Ihnen passende Kleidung in Ihre Zimmer gehängt“, erwiderte Ann. „Die Anwesenden sind gekommen, um vom Earl of Lindsay Abschied zu nehmen. Der kalten Witterung und der Kunst des Bestatters haben wir es zu verdanken, dass wir Sir James Aberforths Beerdigung erst morgen durchführen können und ihn heute für die engsten Vertrauten und Freunde aufbahnen konnten. Onkel Da-Vid wäre sicherlich äußerst unglücklich, müsste die Beisetzung seines Vaters ohne ihn stattfinden.“

Fast fühlte ich mich heimisch, als ich Anns typische und doch seltsame Betonung des Namens David vernahm. Der außergewöhnliche Singsang ihrer Stimme war eine spezielle, aber äußerst sympathische Eigenart dieser jungen Lady.

„Das verstehe ich“, antwortete ich ein wenig abwesend. Denn mir wurde bewusst, dass mich der Wunsch eines Verstorbenen in dieses Land geführt und ich nun einen weiteren Toten zu betrauern hatte. Auch wenn ich dem Earl zu seinen Lebzeiten nicht begegnet war, so hielt ich mich für einen engen Freund von Sir David und trauerte deshalb um seinen Vater. Es tat mir aufrichtig leid.

Während wir noch immer in der Empfangshalle herumstanden, schien sich die Gesellschaft im Salon aufzulösen. Etliche der Herrschaften traten heraus und bekamen von den Dienern ihre Mäntel gereicht. Ann versuchte hektisch sich sowohl angemessen von den Damen und Herren zu verabschieden, als auch einige davon uns vorzustellen. Doch bei all den hochherrschaftlichen Namen musste ich vorerst kapitulieren. Haleb und ich ließen die Vorstellungen sittsam über uns ergehen, gaben hier einem Herrn die Hand oder nickten da einer Lady höflich zu. Draußen vor dem Portal hörten wir Kutschen vorfahren. Schließlich entschwanden die Gäste in die Kälte des Abends.

Ann führte uns in den nun verwaisten Salon.

„Möchten Sie den verstorbenen Earl noch einmal sehen?“, fragte sie.

Ich nickte zur Antwort. Die junge Frau geleitete mich und Haleb in ein abgedunkeltes Nebenzimmer. Sofie blieb am Kamin zurück. In dem Raum stand ein prachtvoll verzierter Sarg mit geöffnetem Deckel. Ein großer Kerzenständer war am Kopfende aufgestellt und warf einen warmen Schein auf den Verstorbenen. Der Earl lag auf weißen seidenen Kissen. Sein graues Haar und der Bart waren ordentlich gelegt, die Augen geschlossen, die Hände über der Brust gefaltet. Er trug einen dunklen feierlichen Anzug. Es wirkte, als würde er schlafen. Ich konnte kaum glauben, dass er schon vor über einer Woche verschieden sein sollte, so frisch sah er aus. Keinerlei Anzeichen deuteten auf einen gewaltsamen Tod hin. Jedoch war mir bewusst, dass ein Gift nicht unbedingt sichtbare Spuren hinterlassen musste.

## **Zweites Kapitel**

### **Rasselnde Ketten**

Als wir zurück in den Salon traten, standen zwei mir unbekannte Damen neben Sofie am Kamin. Beide hatten dunkles Haar und ihre orientalische Abstammung konnte ich nicht übersehen. Ann steuerte sofort auf eine der Frauen zu und umarmte sie. Ich schätzte, dass sie ungefähr in meinem Alter sein musste.

„Angela“, hörte ich sie seufzen. Dann löste sie sich von der Frau.

„Lieber Kara, darf ich Ihnen meine Tante Lady Angela vorstellen?“, sagte Ann auf Englisch und trat einen Schritt zur Seite. „Sie ist seit dem Tod meiner Großmutter die Hausherrin.“

„Lady Anahita“, korrigierte die orientalisch anmutende Dame. Ihre dunklen Augen musterten mich im ersten Moment etwas überrascht, dann freundlich.

„Ich habe schon viel von Ihnen gehört, Mister Kara.“ Sie hielt mir ihre Finger entgegen, wie zum Handkuss. Und obwohl derartige Förmlichkeiten in diesem Land und in den Kreisen meines Freundes Lord Lindsay sicher üblich waren, drückte ich ihr ganz informell die Hand. Zunächst stutzte sie ob meiner ungewöhnlichen Reaktion, dann lachte sie und erwiderte den Händedruck beherzt. „Mein Bruder hält große Stücke auf Sie.“

Bevor ich über ihre Aussage bezüglich ihrer Verwandtschaft mein Erstaunen zum Ausdruck bringen konnte, wurde mir von Ann die andere Dame vorgestellt.

„Das ist Lady Anahitas Hauslehrerin Shana.“

Die junge Frau beugte grüßend das Haupt. Auch sie hatte orientalische Züge mit dunklen, geheimnisvollen, fast düster blinkenden Augen. Ihr schwarzes Haar war zu Zöpfen geflochten, die kunstvoll verwoben auf ihren Rücken herabfielen. Ihre Gestalt war zierlicher als die von Lady Anahita, jedoch spürte ich, dass sie von ihrem Wesen her durchaus nicht zerbrechlich war, denn sie wirkte zwar äußerst anziehend, doch zugleich auch bedrohlich auf mich.

„Sir David ist Euer Bruder?“, fragte ich dann Lady Anahita, immer noch überrascht. Der Lord hatte nie eine Schwester erwähnt.

„Ja und nein. Wie Sie sicher schon bemerkt haben, bin ich nicht vom Blut der Lindsays. Doch Sir James war mir immer ein guter Vater. Ich bin sozusagen das Familiengeheimnis, welches so geheim ist, dass ich es selbst nicht kenne. Jedoch gibt es viele Gerüchte über meine Herkunft. Die Wahrheit hat mein Vater nun leider mit ins Grab genommen.“ Ich bemerkte, dass sich Tränen in ihren Augen bildeten. Sie musste den Earl wohl sehr geliebt haben.

Lady Anahita fasste sich wieder und wandte sich Halef zu:

„Und Sie müssen der verehrte Hadschi Halef Omar sein. Wie gefällt Ihnen Großbritannien?“, fragte sie, für mich erstaunlicherweise, auf Persisch.

Halefs Muttersprache war zwar Arabisch, doch verstand und sprach er auch ganz passabel die Sprache des angrenzenden Persiens.

„Was in der Wüste zu wenig an Wasser vom Himmel kommt, fällt hier umso mehr herab“, antwortete er.

„Das ist wohl wahr. Sie haben sich nicht die perfekte Jahreszeit für Ihren Besuch ausgewählt. Im Sommer ist es durchaus reizend hier. Dann erblüht der Park in den schönsten Farben.“

Ein Diener in schwarzer Livree trat ein und verkündete:

„Es ist angerichtet, My Ladys.“

Lady Anahita nickte ihm zu und wandte sich dann an uns:

„Kommen Sie bitte, Mister Kara und Mister Halef. Sie werden nach Ihrer langen Reise sicher hungrig sein.“

Da konnte ich nicht widersprechen und so folgten wir den vier Damen aus dem Salon hinaus in die Eingangshalle und von dort durch eine schwere Holztür in einen Speisesaal. Halef blieb auf halber Strecke zurück. Ich bemerkte es erst, während wir unter der geschwungenen Treppe hindurch die geöffneten Türflügel erreichten. Als ich mich umdrehte, sah ich meinen Freund wie angewurzelt in der Halle stehen und zur Galerie hinaufspähen. Ich ging retour und fragte ihn leise:

„Was ist? Hast du einen Geist gesehen?“

„Ich glaube, ja. Dort oben stand ein Mann. Er hatte Ketten an Händen und Füßen und zwinkerte mir zu. Dabei konnte ich durch ihn hindurchsehen, als ob er aus Nebel bestünde.“

Ich blickte zu der Stelle, auf die er nun deutete, sah allerdings niemanden.

„Wo ist er jetzt?“

„Er hat sich aufgelöst. Ich denke, es war ein Dschinn. Der Koran nennt diese Geistwesen und besagt, dass sie aus rauchlosem Feuer erschaffen sind.“ Halef starrte bei seinen Worten noch immer hinauf zu der Galerie über der Treppe. Ich kannte meinen Freund zwar als abergläubig und magiegläubig, aber zugleich als besonnen und nicht realitätsfremd. Wenn er sagte, dass er etwas gesehen hatte, dann war dort auch etwas gewesen. Deshalb zuckte meine Hand zum

Gürtel und legte sich um den Pistolengriff. Wachsam ging ich ohne Eile die Treppe hinauf. Ich glaubte zugegebenermaßen nicht, dass Halef tatsächlich ein Gespenst gesichtet hatte. Allerdings überkam mich das ungute Gefühl, dass der Mörder des Earls noch im Haus herumschleichen könnte. Oder vielmehr, dass er wiedergekommen sei, was realistischer war, als dass er sich hier über eine Woche versteckt gehalten haben könnte. Denn, wie heißt es? *Der Mörder kommt meist an den Schauplatz seiner Tat zurück*. War er womöglich zurückgekehrt?

„Kara?“, hörte ich Anns Stimme. Sie klang leise, als wolle sie nicht von jedem gehört werden. „Was ist geschehen?“

Ich ignorierte sie vorerst und schlich weiter in die obere Etage. Dort war es düster. Eine Kerze wäre nun von Nutzen gewesen. In Ermangelung dieser Beleuchtung schritt ich nur vorsichtig voran. Die Gänge zu den Seitenflügeln des Schlosses waren leer, soweit ich das im Dämmerlicht ausmachen konnte. Auch sämtliche angrenzenden Türen zeigten sich mir verschlossen. Nichts war zu hören und nirgends regte sich etwas. Also kehrte ich um und ging die Treppe wieder hinunter.

„Falscher Alarm, Ann. Halef glaubte, jemanden hier oben gesehen zu haben.“

„Nicht irgendjemanden. Sondern einen Geist mit Ketten an Händen und Füßen.“

„Wirklich?“, rief Ann erstaunt aus.

„Darf ich fragen, um was es geht, Mister Kara?“ Lady Anahita stand nun ebenfalls neben uns in der Eingangshalle und sah uns verwundert an. Neben ihr blickte mir Miss Shana forschend in die Augen. Wir waren ins Arabische abgedriftet und dieser Sprache schien Lady Anahita nicht mächtig zu sein. Also bediente ich mich erneut des Englischen.

„Wie es scheint, hat Halef Euer Schlossgespenst erblickt.“

„Oh, das ist faszinierend. Keiner von uns hat es je gesehen. Wie sieht es aus?“

Jetzt war ich es, der verduzt dreinblickte. War das tatsächlich ernst gemeint? Glaubte hier jeder außer mir an Geister?

„Es war ein hagerer Mann, nicht alt, mit langem, strähnigem Haar und Ketten an Händen und Füßen“, antwortete Halef in solcher Selbstverständlichkeit, dass ich es nicht fassen konnte. Auch die Damen sprachen darüber, als sei diese Geistererscheinung eine tagtägliche Normalität.

„Porky muss demnach ein Gefangener gewesen sein. Vielleicht wurde ihm Unrecht getan und nun findet seine Seele keine Ruhe“, bemerkte Ann.

„Womöglich ist Mister Halef auserwählt, ihn zu erlösen“, warf Lady Anahita ein.

„Was? Ich? Wieso?“ Halef blickte mich fragend an. Ich konnte nur mit den Schultern zucken.

„Nun, weil Sie ihn sehen können. Dazu war seit Jahrzehnten niemand hier mehr in der Lage“, erklärte Ann. „So ist es doch, Tante Angela, äh – Anahita?“

Lady Anahita nickte.

„Das ist durchaus möglich. In der Tat konnten wir ihn bis dato nur hören.“ Sie schloss die Augen, als ob sie angestrengt lauschte. Es war mit einem Mal totenstill im Schloss. Wir standen zu sechst in der Eingangshalle und versuchten, die Geräusche eines Gespenstes zu vernehmen. Doch das Einzige, was ich vorerst hörte, waren mein Herzschlag und der Wind, der draußen um das Gebäude wehte. Aus dem Salon drang nun auch das Prasseln des Feuers gedämpft an mein Ohr und irgendwo tickte eine Uhr.

Plötzlich ertönte ein lautes Klopfen. Alle zuckten unwillkürlich zusammen und blickten sich erschrocken in die Augen.

„Der Geist?“, flüsterte Halef.

Ann begann zu lachen und das Klopfen wiederholte sich. Der Kastellan schritt an uns vorbei und hatte eine ungläubige Miene aufgesetzt. Wahrscheinlich mussten wir alle auf ihn wie geistig umnachtet wirken.

„Nein. Es kündigt sich ein weiterer Gast an“, erklärte Ann und löste den Bann.

Die Pforte wurde geöffnet und zwei Männer traten ein. Sie trugen lange dunkelgraue Mäntel, die sie nun dem Diener

übergaben, ebenso ihre Hüte. Ein Knecht brachte die Koffer der Herren herein und verschwand wieder.

„Willkommen, Dr. Bell“, rief Lady Anahita erfreut und stürzte dem älteren der beiden Herren entgegen. Er hatte kurzes weißes Haar, wirkte jedoch noch recht jung. Er mochte so um die vierzig Jahre alt sein. Freundlich begrüßte er die Damen des Hauses mit einem Handkuss.

„Dies ist ein guter Freund meines verstorbenen Vaters: Dr. Joseph Bell aus Edinburgh“, stellte uns Lady Anahita den Herrn vor. „Er war sofort gekommen, als der Kastellan nach ihm schickte und der Landarzt hier nur noch Vaters Tod feststellen konnte. Aber der Weg von Edinburgh mittels der *Waverley Line* dauert einen halben Tag und zudem fährt die Eisenbahn nur einmal täglich. Deshalb konnte auch er Vater nicht mehr retten. Jedoch hat Dr. Bell eine ausgesprochen scharfe Beobachtungsgabe. Ihm haben wir die Erkenntnis zu verdanken, dass ...“ Sie brach ab.

„... dass Sir James Aberforth einem Mordanschlag zum Opfer fiel“, ergänzte der Arzt mit tiefer Stimme und reichte mir die Hand.

„Kara Ben Nemsı“, stellte ich mich vor, „und das ist mein Freund Hadschi Halef Omar.“

Dr. Bell gab auch Halef die Hand.

„Oh, Sir David hatte uns schon von Ihnen berichtet, Mister Kara. Sie kommen aus Deutschland?“

„Ja, ich bin Reiseschriftsteller aus Radebeul.“

„Schriftsteller und Abenteurer, wie man hört“, ergänzte er lächelnd.

„Wen haben Sie uns da mitgebracht, Dr. Bell?“, fragte Ann.

„Das ist mein Assistent Arthur Conan Doyle. Ein sehr talentierter junger Mann und zudem äußerst abenteuerlustig“, stellte der Arzt uns seinen Begleiter vor. „Mister Doyle hat sich vorgenommen, die Welt als Schiffsarzt zu entdecken.“

Der Erwähnte hatte einen zarten Oberlippenbart und trug sein glattgestrichenes Haar seitlich gescheitelt. Er war etwas größer als ich und von sportlicher Gestalt.



Freundlich lächelte er mich an und sagte:

„Ben Nemsy? Heißt das nicht *Sohn des Österreichers*?“

Ich blickte ihn erstaunt an, denn er sprach Deutsch.

„Das ist korrekt. Es rührt aus einem Missverständnis ... Ich bin überrascht, dass Sie meine Sprache sprechen, Mister Doyle.“

„Ja, ein wenig. Ich bin eine Zeitlang in Feldkirch in Österreich in der *Stella Matutina* bei den Jesuiten zur Schule gegangen.“

„Meine Herren, ich schlage vor, dass wir uns zunächst zu Tisch begeben. Dort können Sie in Ruhe Ihr Gespräch fortsetzen“, warf Lady Anahita ein.

Der Doktor bot ihr sofort den Arm an und die beiden schritten nun voran in den Speisesaal. Halef und ich flankierten Ann und Sofie, die geheimnisvolle Miss Shana begleitete Mister Doyle. Obwohl sie als Hauslehrerin eine Angestellte war, durfte sie offenbar mit den Herrschaften speisen. Das verwunderte mich zunächst, aber ich erinnerte mich sodann, dass Hauslehrerinnen auch als Gouvernanten bezeichnet wurden. Normalerweise wurden sie für die Unterrichtung von Kindern eingestellt. Hier verhielt es sich offenbar anders, da Lady Anahita durchaus kein Kind mehr war. Dennoch schien Miss Shana den gleichen Stellenwert wie eine solche Gouvernante einzunehmen, der durchaus höher war als der der übrigen Dienerschaft und das gemeinsame Speisen mit der Herrschaft einschloss.

Der große Raum wurde von einer ausladenden Tafel dominiert. Jedoch waren nur am linken Ende acht Plätze gedeckt. Dahinter prasselte ein Feuer in einem steinernen Kamin. Leuchter mit Kerzen erhellten die aufgetragenen Speisen. In diesem Augenblick musste ich an eine ganz andere Speisetafel denken, an der ich vor nicht allzu langer Zeit gesessen hatte. Es war die Speisetafel des Prinzen Dadiani in dessen Palast in Mingrien, wo wir zu einem opulenten Mittagessen geladen und der Tisch prall gefüllt gewesen war mit fremdländischen Speisen. Doch auch wenn ich damals nicht alles gekannt hatte, was ich erblickte, und ebenso auf dieser Tafel im Hause der Lindsays einige mir unbekanntere regionale Gerichte kredenzt wurden, so

waren doch beide Mahlzeiten bei Weitem nicht mit denen eines Gastgebers zu vergleichen, der mir noch jetzt, wenn ich an ihn dachte, einen kalten Schauer über den Rücken laufen ließ. Es war jener Kapitän Nemo tief im Mittelmeer in seinem Unterseeboot, der *Nautilus*, der mir nun in den Sinn kam. Damals hatten sich so seltsame und außergewöhnliche Gerichte auf dem Tisch getürmt, dass meine Freunde und ich nicht recht wussten, ob alles unbedenklich genießbar war. Im Gegensatz zum täglichen Ritual auf der *Nautilus*, wo der Kapitän die Stirnseite des Tisches dominiert hatte, war hier jener Stuhl unbesetzt. Es lag kein Gedeck an der Stelle, stattdessen stand dort ein kleines Töpfchen mit einer weiß blühenden Narzisse.

„Wir haben heute keine strenge Sitzordnung“, erklärte Lady Anahita. „Nur möchte ich zum Gedenken an meinen Vater seinen Platz freilassen, so wie auch er jahrelang den Platz seiner viel zu früh verstorbenen geliebten Frau freigelassen hatte.“

Also setzten sich Halef, ich, Sofie und Ann auf die eine Seite des Tisches und Doktor Bell, Lady Anahita, Miss Shana und Mister Doyle uns gegenüber. Die Sitzordnung ähnelte somit wieder jener bei Prinz Dadiani. Mit Blick auf die Blume flüster-te Halef versonnen:

„Wer zwei Brote hat, verkaufe eines und kaufe sich Narzissenblüten dafür. Denn Brot ist nur dem Körper Nahrung, die Narzisse aber nährt die Seele.“

„Das haben Sie schön gesagt, Mister Halef.“ Lady Anahita war sichtlich gerührt.

„Das stammt nicht von mir. Das ist ein Spruch Mohammeds.“

„Trotzdem war es sehr poetisch und passend. Die Blüte haben wir unserem Gärtner zu verdanken, der diese Zwiebel dem hart gefrorenen Boden abringen konnte und sie mit Liebe und Wärme innerhalb weniger Tage zum Erblühen brachte.“

Auch die anderen Gäste blickten bei Halefs Äußerung gerührt zu der Blume hinüber, die über Lord James verwaisten Platz wachte.

Während des Mahls, das aus Hirschbraten, verschiedenerlei Gemüse und einer Art Brötchen mit Mulde bestand, welches

sich als sogenannter Yorkshire Pudding entpuppte, hatte ich das Gefühl, ständig von Miss Shana beobachtet zu werden. Sie saß mir gegenüber, blickte mich zwar nie direkt an, doch spürte ich ihr Interesse. Die anderen unterhielten sich gedämpft über belanglose Dinge, wahrscheinlich, um sich von der Trauer um den Earl of Lindsay abzulenken. Irgendwann sah mir die orientalische junge Frau herausfordernd in die Augen und fragte:

„Was hat Sie eigentlich nach Großbritannien verschlagen, Mister Kara?“

„Aber das habe ich dir doch schon erzählt, Shana“, warf Miss Ann ein.

„Ach, berichten Sie doch, Mister Kara. Ich habe die Geschichte noch nicht gehört.“ Dr. Bell lachte mich auffordernd an.

Also ging ich darauf ein und erzählte, was sie begehrten. Da ich hier als Reiseschriftsteller vorgestellt worden war und zudem die Anwesenden ein Verlangen nach Ablenkung von den tragischen Umständen dieser Zusammenkunft zu haben schienen, hielt ich es für angemessen, die Geschichte ausführlich vorzutragen.

So berichtete ich:

Eigentlich war es mein Begehren gewesen, nach den Abenteuern mit Old Firehand im Kaukasus, zurück an meinen Schreibtisch in Radebeul zu reisen. Ich hatte durchaus ein wenig Erholung nötig. Auch mein guter Freund Halef sehnte sich nach seiner geliebten Hanneh und seinem Sohn Kara. Da machte uns die liebebreizende Ann einen Strich durch die Rechnung – oder war dies doch meiner und Halefs Neugier zu verdanken? Beim Abschied kamen wir auf Captain MacLean zu sprechen, wobei ich mir an die Brust griff und die Briefe erspürte. Nachdenklich zog ich das Bündel hervor.

„Ich habe dem Captain versprochen, sie seiner Familie zu überbringen“, murmelte ich, mehr zu mir selbst als zu den Umstehenden.

„Nach Schottland?“, fragte Ann. In ihren Augen blitzte es verdächtig auf.

„Ja, gewiss. MacLeans Eltern wohnen im äußersten Norden Großbritanniens. Doch sehe ich im Moment keine Möglichkeit, dem Versprechen persönlich nachzukommen. Ich könnte sie in der britischen Botschaft in Dresden abgeben, wenn ich auf dem Nachhauseweg bin.“

„Oh, im Internat fanden wir es immer schön, Briefe von zu Hause zu erhalten. Noch schöner, wenn sie ein Bote der Familie in persona ... Oh, sorry, das geht mich nichts an.“ Sie senkte den Blick.

„Ja, ich würde sie wohl sehr gern persönlich überbringen, doch ...“

„... doch Ihnen fehlt ein guter Grund, eine so weite Reise anzutreten.“ Ihre Zähne blitzten mich durch ein verschmitztes Lächeln an.

Ich nickte.

„Den Anreiz kann ich Ihnen gern liefern.“ Grinsend hakte sie sich bei Sofie unter. „Wir müssen schließlich zurück nach Lindsay Castle und über Ihre Reisebegleitung wären wir sehr glücklich. Allein ist es bestimmt äußerst langweilig. Mit Ihnen wird das Abenteuer uns bestimmt stets auf dem Fuß folgen.“

„Aber Ann, haben Sie noch nicht genug Abenteuer erlebt?“, antwortete ich schmunzelnd.

„Ach, die Welt ist so groß. Da gibt es schließlich eine Menge zu erleben. Zunächst jedoch würde ich Sie gern nach Lindsay Castle einladen, auch wenn Onkel Daffy – äh – Onkel Da-Vid nicht anwesend ist, da er noch immer auf Kreta herumbuddelt.“ Sie blickte mir erwartungsvoll in die Augen.

„Geben Sie mir ein wenig Bedenkzeit“, antwortete ich lächelnd. Die junge Frau war so ungestüm, denn wahrscheinlich freute sie sich allzu sehr auf ihre Heimat. Doch auch ich wollte gern in meine Heimat reisen, nach all den Abenteuern auf Kreta, in der ‚Nautilus‘ und im Kaukasus mit Old Firehand. Andererseits rührte mich die Erinnerung an den jungen Captain und ich fühlte mich verpflichtet, meinem Versprechen nachzukommen. Und ein Besuch auf Lord Lindsays Schloss wäre sicherlich interessant und zudem erholsam. Schließlich

winkten dort keine todbringenden Gefahren, sondern der Luxus einer Aristokratenfamilie. Halefs Neugier auf das ferne England überwog letzten Endes den Wunsch, in die Heimat zu fahren. Also machten wir beide uns mit Ann Lindsay und Sofie Nelson per Bahn und Schiff und letztlich ab dem nordenglischen Ort Carlisle zu Pferd auf, um das Schloss unseres Freundes zu besuchen. Nach kurzem Weg trennten wir uns von den jungen Damen, die schon voraus nach Lindsay Castle reisten. Halef und ich wollten einige Zeit später nachkommen. Zunächst jedoch ritten wir Richtung Norden, überquerten die Reste des historischen Hadrianswalls und begaben uns in die Highlands von Schottland. Wir fanden MacLeans Familie, so wie der Captain es beschrieben hatte, in einem kleinen Ort am Meer. Noch immer war der Vater mit dem Bau von Booten beschäftigt und Seans jüngerer Bruder, von dem er mir nichts erzählt hatte, war ebenfalls ein tüchtiger Bootsbauer geworden. Es fiel mir schwer, die traurige Botschaft zu überbringen, welche die Mutter in Tränen ausbrechen ließ. Auch der Vater und der Bruder waren äußerst ergriffen. Ich berichtete ihnen, wie ich ihren Sohn kennengelernt hatte und dass er ein mutiger und ehrenvoller Soldat war sowie letztendlich auch ein treuer Freund. Sie beteuerten mir, dass sie schon längst keinen Groll mehr gegen ihn gehegt und ihn liebend gern wieder wohllauf in die Arme geschlossen hätten. Sein Tod würde eine Lücke in ihren Herzen zurücklassen, die nichts und niemand zu füllen vermochte. Die Briefe waren ihnen ein tiefer Trost. Zudem versicherte mir der Bruder, dass er die Schreiben an MacLeans große Liebe Claire gern nach Aberdeen bringen würde.

So verabschiedeten wir uns, ohne dass ich je erfahren hätte, was in diesen Briefen stand. Ich war mir jedoch sicher, dass MacLean darin Frieden mit seiner Familie und mit Claire geschlossen hatte, und hoffte für ihn, dass er nun auch in diesem Frieden ruhen konnte. In bedrückter Stimmung ritten Halef und ich zurück nach Süden Richtung Lindsay Castle.

**Nina Blazon**

**Epilog**

**Winternarzissen**

*London, drei Jahre später*

Es war schon fast Mitternacht, als wir die Kaschemme verließen. Herbstlicher Sprühregen kühlte mein Gesicht, das noch von der Hitze des Kneipenkellers und der fieberhaften Atmosphäre des Boxkampfes glühte. In einer improvisierten Arena zwischen aufgestellten Fässern hatten sich zwei Männer nach allen Regeln der Kunst die Nasen poliert. Mein Freund Doyle hatte den Kampf voller Begeisterung verfolgt und war auch jetzt noch bestens gelaunt, was vielleicht auch daran lag, dass er sein Geld gegen alle Wetten und gerade noch rechtzeitig auf den Sieger gesetzt hatte.

„Ich wusste gar nicht, dass Sie auf dem Walfänger ein Faible für Wetten und Faustkämpfe entwickelt haben“, bemerkte ich. „Und woher wussten Sie, dass der Außenseiter in letzter Sekunde gewinnen würde? Kurz zuvor hatten Sie dem Favoriten des Publikums doch sogar noch eine Runde Schnaps spendiert.“

Doyle lachte nur.

„Das war eine Mitleidsrunde, Kara“, erwiderte er, „denn dass der Junge ihn besiegen würde, wusste ich schon nach der ersten Runde.“

Wir bogen in Richtung Borough ab, wo Doyle nach seiner Rückkehr von seiner Arktisfahrt auf dem Walfängerschiff *Hope* sich für ein paar Monate eingemietet hatte. In Gedanken ging ich den Kampf in der Kaschemme noch einmal durch. Der Favorit war ein bulliger Dockarbeiter mit Fäusten wie Vorschlaghämmern und dem Blick eines wütenden Stiers gewesen. Jeder

schien ihn zu kennen. Der Herausforderer war dagegen ein unbekannter junger Kerl mit hellblondem Haar, das ihm eine Aura von Verletzlichkeit gab. Er war mit einer Gruppe von drei Iren in die Kneipe gekommen. Ein Streit wurde vom Zaun gebrochen, eine Drohung folgte auf die nächste, die Wetten waren schnell gesetzt und die Stammkundschaft freute sich schon, den Grünschnabel untergehen zu sehen. Auch ich hatte dem Jungen keine Chance eingeräumt – bis er mit einer so schnellen und exakt geführten Serie von Fausthieben alle überraschte und den Stier mit einem mörderischen linken Haken einfach fällte.

„Sie wussten also, dass der Ire seine Stärken anfangs bewusst überspielte und den Verlierer nur mimte“, überlegte ich nun. „Also warteten Sie ab und setzten direkt vor der Entscheidungsrunde ihr ganzes Geld auf ihn. Woran haben Sie gesehen, dass er genau zu diesem Zeitpunkt gewinnen würde?“

„Man lernt so einiges, wenn man als Schiffsarzt monatelang mit Matrosen verschiedensten Schlags auf See ist“, erwiderte Doyle trocken. Aber sogar im Halbdunkel der vom Gaslicht beleuchteten Straße erkannte ich das amüsierte Lächeln des Strategen und das Funkeln in seinen Augen. „Vor allem kann man stumme Bündnisse studieren, die nur mit Blicken und Gesten kommuniziert werden. Der Trick war also nicht, den Jungen zu durchschauen. Das war einfach. Seine Bewegungsführung verriet ihn, und seine Hände wiesen striemenförmige Schwielen und außen an den Knöcheln sehr raue Haut auf – dort, wo er sich Lederbänder zum Abfedern harter Schläge umbindet. Er trainiert diesen Kampf also sicher schon seit Jahren. Und haben Sie bemerkt, dass sein Bierkrug als einziger zu keinem Zeitpunkt mit Alkohol gefüllt war? Er tat nur so, als würde er sich vor Wut betrinken, um den Gegner in Sicherheit zu wiegen. Und sahen Sie, mit welcher Hand er jedes Mal nach seinem Krug griff? Es war die Linke. Ebenso fing er mit der Linken reflexartig das Tuch auf, das ihm einer seiner Brüder zuwarf, damit er sich das Blut vom Mund wischen konnte. Er ist Linkshänder, achtete aber sorgfältig darauf, wie ein Rechtshänder zu boxen, um den Bullen zu täuschen. So gewöhnte er den Gegner

im Lauf der ersten Runden an seine vermeintlichen Schwächen. Faszinierend zu sehen, dass es solche zweihändigen Kampftalente in der Schlägerszene Londons gibt. Ein verschwendetes Talent.“ Doyle schüttelte den Kopf und winkte mir, ihm in eine Gasse zu folgen.

Ich war erst seit heute in London und würde schon bald wieder aufbrechen. Mein alter Freund Kapitän Frick Turnerstick hatte eine Fracht von Southampton nach New Orleans angenommen und mir nach Radebeul ein Telegramm geschickt, dass er mich auf seinem Segelschiff *The Wind* mitnehmen könnte. Ich griff das Angebot gerne auf, gab es mir doch die Gelegenheit, in den Südwesten der USA weiterzureisen und wieder mal meinen Blutsbruder Winnetou zu sehen. Da die Reise erst in einigen Tagen beginnen sollte, hatte ich einen Abstecher nach London gemacht, um im Travellers Club vorzusprechen. Dort war ich Doyle begegnet, der mich nun durch die dunkleren Ecken der Hauptstadt führte. Deshalb genoss ich heute seine Gesellschaft und seine Berichte über die von ihm in der Arktis erlebten Abenteuer.

„Ja, es ist ein verschwendetes Talent“, sagte ich, „aber keine Erklärung für Ihren punktgenauen Wetteinsatz. Sie haben seine Kumpane beobachtet, um den Zeitpunkt abzapfen, habe ich Recht?“

Doyle grinste und ließ die Münzen in seiner Manteltasche klippeln.

„Die drei großmäuligen Begleiter des Herausforderers waren nur dazu da, um das Publikum aufzustacheln und die Blicke vom eigentlichen Geschehen abzulenken. Sie fluchten die ganze Zeit und lenkten damit die Stimmung, es war eine gute Show. Aber die eigentlichen Handlanger waren die fünf unauffälligen Herren, die vereinzelt und verspätet zum Kampf dazustießen und anfangen, die Wetten für den bulligen Dockarbeiter hochzutreiben und Bier auszugeben – auch an den Bullen, der scheinbar am Gewinnen war. Doch das Bier, das ihm eingeschenkt wurde, war ordentlich verdichtet – mit Schnaps. Das durfte ich bei der Gelegenheit feststellen, als ich ihm ebenfalls



einen Trunk spendierte. Die Herren wussten genau, dass der Bulle auf Alkohol zwar feuriger, aber auch fahrig wurde, und stimmten sich unauffällig mit Blicken und Zeichen untereinander ab. Unterdessen setzten die drei pöbelnden Komplizen mit großer Geste als Einzige immer höhere Summen auf ihren Landsmann. Es war eine exakt geplante Theaterdarbietung. Ich habe bemerkt, wie der blonde Herausforderer seinen Komplizen ein kurzes Zeichen gab, nur ein knappes Nicken. Das war der Moment, in dem ich es für richtig hielt, mein Geld auf ihn zu setzen. Selbstverständlich nur probenhalber, um meine Vermutung zu überprüfen.“

Jetzt war es an mir zu lachen.

„Und damit haben Sie groß abgeräumt, weshalb Sie auch schnell gehen wollten, bevor die Verschwörer merkten, wer ihnen einen Teil der Wettgewinne abgenommen hatte. Doyle, Sie sind wirklich ein Menschenleser. Aber eines nicht zu fernem Tages werden Tricks wie diese Sie noch in Schwierigkeiten bringen.“

„Da kann ich Ihnen nicht widersprechen, Kara.“ Mein junger Freund grinste wieder. „Aber Sie haben mir ja selbst erklärt, was die indianischen Weisen sagen: Willst du deine Gegner verstehen, dann musst du ein paar Meilen in ihren Mokassins gehen.“

„Ich vermute, dazu werden Sie gleich mehr Gelegenheit haben, als Ihnen lieb ist.“

Doyle mochte ein scharfes Auge für abgekartete Kampfspiele haben. Aber die beiden Schatten, die uns schon seit einer Weile folgten, hatte er bisher noch nicht bemerkt. Unauffällig tastete ich nach dem kurzen Stock, den ich gut verborgen griffbereit unter dem Mantel platziert hatte. Eigentlich war es nur eine lose Treppenstrebe aus der Kneipe. Als wir die Arena mitten im aufkommenden Tumult verlassen hatten, war es mir sinnvoll erschienen, sie einzustecken. Und die Tatsache, dass nun ein leiser Schritt hinter uns erklang, gab mir Recht.

„Hören Sie zu, Doyle“, raunte ich meinem Freund zu. „Sehen Sie sich nicht um. Hinter uns geht jemand gerade in Ihren

Mokassins. Vermutlich will er uns bis zu Ihrer Wohnung folgen. Denn ich schätze, dieser Jemand sieht nicht ein, warum ein Teil des Wettgewinns in Ihrer Tasche bleiben sollte.“

Aus dem Augenwinkel sah ich, wie sich Doyles Haltung versteifte.

„Wie viele sind es?“, fragte er kaum hörbar.

„Zwei. Aber ich schätze, zwei weitere erwarten uns bereits weiter vorne. Wir sollten also einen Umweg gehen – und zwar nach rechts.“

Doyle bog, ohne zu zögern, in die Seitengasse ein, die ich gewählt hatte. Es war eine finstere Gasse. Das Licht der Laternen reichte hier kaum hinein. Das nasse Kopfsteinpflaster glänzte dunkel, und der Londoner Nebel, der aufzusteigen begann, machte es zusätzlich schwer, das Ende der Gasse abzuschätzen. Aber das, was mich bewogen hatte, hier einzubiegen, waren zwei Dinge: die Mauer links von uns – und vor allem die eisernen, zum Teil schon verrosteten alten Fackelhalter, die neben den schäbigen Haustüren in bröckelndem Gemäuer steckten.

„Angriff oder Verteidigung?“, raunte Doyle mir leise zu.

„Finte“, flüsterte ich ihm zu. „Gehen Sie unter dem losen Fackelhalter zu Boden.“ Dann packte ich ihn am Kragen und herrschte ihn laut und scheinbar trunken an: „Dein Geld, du verdammter Betrüger? Da irrst du dich! Gib mir sofort meinen Anteil, oder du kommst nicht lebend nach Hause.“

Doyle reagierte sofort.

„Du willst mir den Gewinn streitig machen?“, erwiderte er ebenso hitzig. „Wenn du auch nur einen Penny sehen willst, musst du ihn dir schon holen.“

Blitzschnell holte er mit der Faust aus. Es war ein gutes Schauspiel, das wir in der Gasse boten. Und es gab mir Gelegenheit, die Lage einzuschätzen. Aus dem Augenwinkel erspähte ich drei Männer, die sich im Schatten postiert hatten und abwarteten. Mit einem wüsten Fluch riss Doyle den ersten Fackelhalter aus der Wand und holte damit aus. Ich duckte mich unter dem Eisen hinweg und täuschte einen hinterhältigen Ellenbogenhieb in den Magen vor. Doyle taumelte bühnenreif aufstöhnend

gegen die Wand und ließ es zu, dass ich ihm das gebogene Eisen aus der Hand wand. Als wollte er sich abfangen, klammerte er sich an den zweiten Halter, der noch in der Wand steckte. Ich hörte das Schaben von rostigem Metall in Mörtel und Stein. Nach einem vorgetäuschten Tritt von mir rutschte Doyle an der Wand herunter und sackte scheinbar bewusstlos zusammen.

Kein einziges Fenster war aufgefliegen. Es war wohl nicht die Gegend, in der sich die Leute darum kümmerten, wer sich vor ihrer Haustür die Köpfe einschlug. Nur von der Straße tönten dumpf Hufschlag und das Klappern von Droschkenrädern auf Kopfstein zu uns herüber. Ich beugte mich über Doyle und wühlte in seiner Tasche, als würde ich ihm sein Geld abnehmen. Dann tat ich so, als wollte ich mich schleunigst aus dem Staub machen – und sah mich nach wenigen Schritten drei Iren gegenüber. Der Boxkämpfer war nicht unter ihnen, offenbar glaubten seine Kumpane, mit zwei Londoner Nachtschwärmern auch gut allein fertig zu werden.

„Wohin?“, knurrte der Kerl, der in der Mitte stand. Es war ein sehniger, dünner Mann, der sich auf einen langen Schlagstock stützte. Die anderen beiden verließen sich auf zwei kurze Messer, die im Dunkel der Gasse wie Fische in einem dunklen Ozean aufglänzten. Wenn die Kerle wüssten, dass ich eine viel gefährlichere Klinge mein eigen nannte, würden sie nicht so siegesgewiss grinsen. Aber ich war nicht in London, um das Blut habgieriger Narren zu vergießen.

Ohne Eile begannen sie mich einzukreisen. Ich nutzte die Gelegenheit, den Abstand zwischen Doyle und mir zu vergrößern. Und genau in dem Moment, als der Kerl mit dem Stock ausholte und mir den Fackelhalter aus der Hand schlagen wollte, wirbelte ich so schnell zur Seite, dass der Kerl links von mir erst reagierte, als ich ihm das Messer aus der Hand gehobelt und ihn zu Boden geschickt hatte. Klirrend tanzte seine Waffe über das Kopfsteinpflaster und wurde von der Dunkelheit verschluckt.

Die Kerle brauchten ganze zwei Herzschläge lang, um zu begreifen, was hier vor sich ging. Genug Zeit für mich, den Stockkämpfer mit dem gebogenen Fackelhalter aus dem

Gleichgewicht zu bringen und zu entwaffnen – und Zeit für Doyle, aufzuspringen und Nummer drei von hinten niederzuschlagen. Das Gebrüll der Iren hallte in der Gasse, als Nummer eins und zwei sich aufrappelten und auf uns stürzten. Eisen klirrte gegen Holz, der Stockkämpfer hatte ein Messer gezückt und stürzte sich auf mich. Ich zog die Treppenstrebe unter dem Mantel hervor und parierte seine Hiebe beidhändig mit dem Holz und dem rostigen Hakeneisen. Mit solchen Piratentricks hatten die Spießgesellen nicht gerechnet.

Doch wie ich schon vermutet hatte, war ihre Verstärkung ganz in der Nähe. Sohlen schlugen auf Stein und kamen näher. Ich gab Doyle einen Wink und holte mit einem letzten Rundumschlag die Kerle wieder von den Beinen. Doyle war schon vorausgelaufen und postierte sich an der Mauer. Im Schwung meines Sprungs stemmte er meinen Fuß hoch, und ich landete rittlings auf dem Mauergrat.

Keine Sekunde zu früh. Der Rest der Bande stürzte in die Gasse. Der blonde Faustkämpfer starrte auf einen Komplizen, der sich keuchend auf dem Boden krümmte, dann sprang er wutentbrannt über den Liegenden hinweg und sprintete auf uns zu. Ich packte DoYLES Hand und zog ihn zu mir auf die Mauer. Kaum war er oben, ließ ich die Treppenstrebe losschnellen. Sie zischte durch die Luft, verfehlte den Kämpfer jedoch und brachte nur einen seiner Kumpane zu Fall.

„Verdammt“, entfuhr es mir. Ich duckte mich, als ein Steinbrocken dicht an meiner Schulter vorbeiflog.

„Springen Sie!“, zischte Doyle und sprang von der Mauer auf die andere Seite. Ich wollte ihm folgen, aber etwas Schattiges lenkte für einen Wimpernschlag meine Aufmerksamkeit auf sich. Im selben Moment löschte eine Wolke den vernebelten Mond von einer Sekunde auf die andere fast aus. In der Gasse war es schlagartig dunkler geworden, ein weicher Wind traf mich, dann hörte ich von unten einen entsetzten Schrei und Gepolter, als wären unsere Angreifer gestürzt. Fluchen und dumpfe Schläge klangen zu mir hoch. Schon im Absprung erhaschte ich noch einen letzten Blick über die Schulter. Das

Letzte, was ich sah, bevor ich hart in einem Hinterhof landete, war blickloses Dunkel, das die Gasse zu füllen schien wie Rauch – und etwas Schwarzes, Huschendes, das knapp an mir vorbeiflog.

Der Weg führte uns durch ein Labyrinth aus Hinterhöfen, in denen sich Doyle erstaunlich gut zurecht fand.

„Sie scheinen uns nicht zu folgen“, bemerkte er atemlos, als wir einige Seitengassen weiter wieder auf eine Straße stießen.

„Seien Sie sich da nicht zu sicher, Doyle.“

Auch der Arzt lauschte nun dem seltsamen Scharren, das ganz in unserer Nähe in den Schatten zu vernehmen war. Es waren keine Schritte, eher so etwas wie ein kalter Atem oder ein Hauch von etwas Fremdem, das mir eine Gänsehaut verursachte. Und wieder schien sich die Dunkelheit um mich herum zu verschieben, als würde sie von einem lautlosen, unsichtbaren Flügelschlag zerrissen.

Doyle wich zurück und eilte voraus zur Straße – dorthin, wo noch Kutschen und Droschken unterwegs waren, die die Nachtschwärmer vor den Theatern und Opernhäusern einsammelten und nach Hause brachten. Im Gehen blickte ich zurück zu den Hinterhöfen. Der Mond war wieder hinter den Wolken hervorgekommen. Und voller Unbehagen fragte ich mich, ob ich mir den fliegenden Schatten in der Gasse nur eingebildet hatte. Im besten Fall war es nur eine der Fledermäuse gewesen, die in maroden Gebäuden hausten und die wir mit dem Tumult aufgeschreckt haben mochten. Und über den schlimmsten Fall würde ich nachdenken, sobald wir in Doyles Quartier waren.

Doyles Unterkunft lag im Lincoln's Inn Fields, in einer Straße, die von Bauten aus Backstein und einigen wenigen Häusern mit prächtigeren Fassaden gesäumt war. In manchen Bogenfenstern leuchtete noch Licht. Doyle erklimmte mit federnden Sprüngen die Stufen zu einem sehr schlichten, kantigen Haus aus schwarzem Backstein und suchte dabei bereits nach seinem Schlüssel.